



Paul Barchan
Der enge Rock

ngiyaw eBooks 

Paul Barchan
Der enge Rock
Essay

Aus: Die neue Rundschau, XXIIter Jahrgang der
freien Bühne, 1911, Band 2, S. Fischer Verlag, Berlin

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Illustration: Geneviève Lantelme

Der enge Rock

Die Frau der Residenz ist nicht *anders* als die Frau der Provinz.

Die Frau der Residenz ist die künstlerische Physiognomie der Töchter des Landes, ist die aufs äußerste emporgeschraubte Möglichkeit, die Qualitäten der Rasse in schärfster Aktion. Die rührigsten Geister der Nation kommen in der Residenz zusammen, verbinden sich im Wettstreit, um an ihr, der Frau, zu arbeiten, an ihr zu feilen, sie der Vollendetheit entgegenzutreiben.

Sie stacheln sie auf, spornen sie an, legen ihre Selbstsucht bloß: fördern ihre Selbstzucht. Sie hetzen sie, locken sie, provozieren ihre Phantasie. Sie schaffen ihr Muße, schärfen ihre Augen, schieben ihr Gelegenheit aus Gelegenheit unter: erhalten ihre Jugend! Und so wird die Frau der Residenz der ideale Ausdruck ihres Landes. Die Frau der Provinz verhält sich zur Frau der Residenz wie das Modell zum Kunstwerk.

So spreche ich von der Berliner, von der Pariserin, deren Seele auch in den verwunschenen

Töchtern des Landes schlummert. — —

Die rührigen, gewitzigten Geister, die dazu, weißgott wo, eingesetzt sind, Trachten auszuhecken und an Kleidern zu modeln, (im Wahne kindlichen Glaubens, sie selber erklügelten und bestimmten in Willkür die Moden) hatten der Pariserin einen neuen Rock geschaffen. Aus weichen Stoffen, die etwas Zahmes, Schmeichelndes haben; etwas kurz, oben nachgiebig frei, unten abgebunden. Die nicht breiten, sich nicht seitwärts bewegenden, vielleicht etwas sensitiven Hüften der Pariserinnen wurden auf solche Weise gehoben, so daß sie etwas Neckisches erhielten, wurden verlängert, wodurch sie etwas Spielerisches gewannen, indem sie sanft abfielen, und durch das leicht Akzentuierte bekamen sie etwas süß Kosendes. Es war, als ob die Stoffe und die Linie selbst den Hüften eine kühle Wärme verleihen, sie vibrieren ließen und ihre Fleischlichkeit streicheln. Die Gestalt wird mit einer die Hüften gleichsam hinunterstreichelnden Bewegung der Handflächen nach unten abgeschlossen, wie ein geglücktes Werk aus *einem* Guß, nicht ohne die ganze Hüftenpartie nach hinten abzurunden und zu unterstreichen, und so wird sie einem gewissermaßen auf die Handfläche präsentiert.

Doch nicht um den sinnfälligen, sinnlichen Reiz handelt es sich hier, nicht um einen der vielen herausgegriffenen Ausdrücke zur Schilderung einer Epoche, gleichsam ein Kranz aneinandergereihter Epitheta zur Definierung eines Kulturzustandes. Der abgebundene Rock ist mehr. Der abgebundene Rock ist die Hülle der Pariserin, ist ihr Symbol und der Ausdruck ihres Wesens. Der abgebundene Rock ist das Gewand der Jungfräulichkeit.

Denn das Wesen der Pariserin ist die Jungfräulichkeit. Versteht mich wohl. Jungfräulichkeit heißt hier nicht sexuelle Unberührtheit oder was man Reinheit nennt. Jungfräulichkeit ist nur der Gegensatz zur Mütterlichkeit. Versteht mich wohl. Die Pariserin ist ihrer Psychologie nach jungfräulich. Im Sinne der kapriziösen, sensitiven Sensationen, der gebremsten Emotionen, des gewundenen Strebens und gesteigerten Zagens. Dieser Rock hemmt ihre Schritte und macht sie dadurch lockender, unterstreicht die Möglichkeiten, indem er sie neckend umzäunt und die Grenzen scharf zeichnet. Die Jungfräulichkeit kompliziert die Aufgabe der Frau, schafft Surrogate, ist grausam, wehrt im Gewähren, gewährt nur durch das Wehren. Die Jungfräulichkeit ist kalt und berechnet, ist voller Einfälle, stets auf der

Jagd nach neuen Sensationen, bestrebt, die Entscheidung hinauszuschieben, alle Chancen zu Emotionen auszunutzen und umzusetzen. Bis all die Mittel Selbstzweck geworden, bis sie den lockenden Nimbus und eine ganze Welt geschaffen.

Ihr Gang ist jungfräulich. Dieses halb trippelnde, halb gefederte, halb lockende, halb scheue Stellen der Füße; selbstbewußt und doch »sich tuend«, andeutend und entschlüpfend. Der abgebundene Rock demonstriert diesen Gang, indem er durch das Band der Gangart etwas wie einen Rahmen schafft, die Grenzen vorzeichnet und das Spiel scharf beleuchtet. Die Füße huschen katzenartig, neugierig und grausam, wie die Jungfrauenblicke der Pariserin.

Und liegt nicht in der ganzen Art, wie die Pariserin ihre Sprache behandelt, dieselbe Art und das Wesen des Jungfrauentums? Diese besondere Pflege, durch die die Sprache, das heißt der Tonfall, die Nüancierung, das musikalische Moment, zum erotischen Lockmittel emporgeschaubt wird. Dieser helle, silberne, unberührt klingende Ton, dieses lockende, schmeichelnde Wiegen der Stimme und der harte Rhythmus und die Cäsuren im Sprechen. Und diese besonders ausgeprägte Begabung und Liebe für Briefeschreiben. Nur jungfräuliche Unruhe und Variierungsdrang bringt die Geduld, die der

Ungeduld entspringt, Formen zu suchen und auszukosten. Sie ist vorwitzig und schnippisch, wenn sie ein Mädel ist, und von der situierten Frau sagt man, sie besitzt den besondern französischen Geist, denselbe Spirit, nur anders gezogen. Und das Bewußtsein des eignen Wertes und der Stolz bleibt überall, durch alle Phasen von demselben Charakter.

Und aus derselben Natur heraus hat sie ihren Mann zu dem entwickelt, wie wir ihn kennen. Zum Pagen, zum Schmeichler, zum Unterhalter, Plauderer (aber nimmer zu ihrem richtigen selbstbewußten Beschützer und Herrn), zu jenem süßlichen (was wir »kitschigen« nennen) Kavalier; etwas Tenorhaftes, Pomadisiertes, mit mandelförmigen Augen und matter Gesichtsfarbe, wie die Mädel von ihm träumen; dabei nur ein Dekorationsstück, ein Begleiter, ein Anhimmler (natürlich in erster Linie der Geldgeber!), *sorti-de-bal*-Hälter, stolz, seine Dame zu zeigen. Nur Jungfrauen machen das aus ihren Männern.

Und eben dieses Wesen verleiht ihr auch ihre Vielseitigkeit, diese Begabtheit, das Sichproduzieren . . . weil sie den Schwerpunkt überträgt, die Wünsche verlängert und also vermannigfachen muß, tausend Hilfsmittel anwendet, Ziele vergißt und Künste schafft. Und so kommt es, daß ihr Instinkt polygam

geworden. Sie ist polygam nach jungfräulicher Art, weil sie sich nie ganz hingibt, nie mit der Wärme ihrer Mütterlichkeit, weil es ihr vielleicht mehr auf das Geliebtwerden ankommt als auf das Lieben, mehr auf die Hitze als auf die Wärme, und da die Wärme in Sachen der Vitalität mehr gilt, erhält und schafft, und die Hitze auspeitscht und vernichtet — ist sie steril. Und in der Summe verausgabt die Polygame weniger als die monogam Mütterliche. Im polygamen Drang liegt etwas vom Zerstörungstrieb. Und dieser Trieb ist ein Merkmal der Jungfräulichen; die Mütterlichen dagegen haben den Erhaltungsdrang.

Das Ideal pariserischer Schönheit trägt diese Merkmale. So etwa eine Ginette Lantelme. Dieses feine, zarte Kinn, das gleichsam nichts von Gebären wissen will, der kleine, süße Mund, der nichts verrät, weil er keine Erinnerung hat, weil keinerlei Sinnlichkeit ihn bewegt und verzerrt, diese großen (mehr fraglichen als fragenden) Unschuldsgaugen, die so unirdisch scheinen, weil sie kalt sind, die kalt sind, weil dahinter Berechnung erstarrt ist.

Ach, ich liebe nicht die großen Augen, diese Dekorationsstücke, die um ihrer selbst willen geschaffen scheinen, die so rätselhaft gelten, weil Geheimnisse dahinter stecken, die des Boudoirs, aber nicht das Geheime, das Heimliche; sie schweigen,

weil sie nichts zu sagen haben. Ich liebe die kleinen Augen, die Äugchen sind, die etwas nach den Nasenwinkeln gerückt und an den äußern Enden gleichsam zugenäht sind, die warmen, braunen, abgezirkelten, die etwas Lauerndes haben, Tierisches, Tückisches, Zahmes und Grausames . . .

Die Amerikanerin, die durch ihre Rücksichtslosigkeit und ihre Intelligenz sofort zugreift und sich nimmt, was sie von einer Sache für sich gebrauchen kann, hat den abgebundenen Rock umgemodel, vereinfacht, ihrem Wesen angepaßt; und da die Amerikanerin in ihrem Äußern eine gewisse Verwandtschaft mit der Berlinerin aufweist, ihr Vorbild und Vorstufe wird, so ist der amerikanische Typus für diese bestimmend geworden. Dieser Rock unterstreicht nicht den Gang und die Füße, er hebt und betont das Berlinische, das Mütterliche; die Hüften, deren Wiegen und Agieren, die ganze Abgerundetheit, deren ganze Bedeutung. Noch nie hat man sicherlich aus diesem in Frage kommenden weiblichen, ach, so weiblichen Teil so skrupellos die äußersten Konsequenzen gezogen wie durch den engen Rock.

Die Berlinerinnen sind der Typus der Mütterlichkeit, reiner, absoluter Mütterlichkeit. Ob sie nun die große hartknochige Norddeutsche ist mit den offenen, harten, sinnlichen Augen, die scharf und unerbittlich fordern, oder die brünnhildische Sulamithische in ihrer üppigen Abgerundetheit, mit ihrem warmen, bittenden Mutterblicke, der so gar keine Winkelzüge kennt; ob es nun die ungepflegte, kleine Verkäuferin ist, etwas langtaillig, in ihrer mitgenommenen, mitleiderregenden Battistbluse, diese etwas verkümmert Trauliche, die ihrem so schüchtern herbeigesehnten Freunde sich mit der ganzen Selbstlosigkeit und Unberechenbarkeit preisgibt, um ihn sogleich zu bemuttern, oder ob es die wohl situierte reife Frau ist, die in der ganzen Üppigkeit ihrer modischen Kleidung, in der ganzen Glorie ihres Putzes diesen ganzen damisch stolzen Nimbus Lügen straft, sich zutraulich und offen gibt, mit einer eignen, intim mütterlichen Güte entgegenkommt. Sie kennt nicht die präziöse und prätentöse Überhebung der Schwestern anderer Nationen, mit der diese ihre Damenhaftigkeit unterstreichen; nichts von dem ganzen taktischen System von Locken und Wehren, Versprechen und Verbieten, Deuten und Hüllen, Unterstreichen und Hänkeln, dieses ganze Gewebe von Koketterie, mit der des Mannes Neugier und

Gier, Eroberungs- und Zerstörungslust geneckt und gestachelt, mit der der Hahn im Männchen gefesselt und gehalten wird, diese Instinkte der Jungfräulichkeit, die sich gebildet und verbildet haben, erweitert und verzerrt, bis sie Selbstzweck geworden . . . Nichts von alledem bei der Berlinerin. Sie geht umher mit der ganzen Urkraft der Weiblichkeit, mit der ganzen Offenheit der erdhaften Mütterlichkeit, ein Symbol der Güte und der erhaltenden Kraft zur Ergänzung der männlichen Schaffensfreude, die diese gesunde Nation so stark ausgezeichnet, und der starken Sinnlichkeit, die keine überflüssige und überschüssige Kraft verschwendet, die bewußt auf das Ziel losgeht und in keiner Leidenschaftlichkeit sich verzerrt, noch verbrennt!

Und daraus erklärt sich ihr ganzes Wesen, ihre Sparsamkeit, ihre Anspruchslosigkeit, ihre Unterwürfigkeit. Daraus erklärt sich ihr ganzes Verhältnis zum Manne und auch das Wesen des deutschen Herrmannes. Er ist Vater, Herr, Beschützer; selbstbewußt, egoistisch, Primitiv im Umgang; aber niemals Spielzeug, noch »Kavalier«. Daher kennt sie auch nicht den Kultus der Sprache, die Pflege und den Wohlklang der Rede. Sei es, weil die Pflege der Rede Temperament voraussetzt, ein Energievergeuden bedeutet, Keime des Niedergangs

in sich birgt; sei es, weil sie ahnt, daß man den Vater des Kindes sich nicht erredet, weil die Ungeduld, Gradlinigkeit und Zielempfindung, die durch ihre starke Sinnlichkeit bedingt wird, die Kunst und Künstlichkeit der Sprache nicht aufkommen läßt — Jedenfalls steht es im Einklang mit ihrer Primitivität. Denn die Berlinerin ist die Primitive.

Da wird man mich auch verstehen, wenn ich sage, daß die Berlinerin unpersönlich ist. Und darin liegt ihre Schönheit. Denn das Echte an einer Frau, das sie unentbehrlich, teuer und lieb macht, ist eben das unpersönlich Weibliche, Mütterliche, »Frauliche«. Die Simplizität! Und ich glaube, nur Männer, die keine richtigen Naturen sind, suchen die originellen, sehnen sich nach »interessanten«, fallen auf die bewußt markierenden Frauen hinein. Die Dämonie des Weibes liegt nicht in Salome, sie liegt in Gretchen. Wenn ich Schriftsteller wäre, ich würde nur unpersönliche Frauen schildern. Mit der Liebe und Anteilnahme, mit der Goethe sein Gretchen geschaffen und geliebt; dann bleibt sie in alle Einigkeit bestehen.

Bisweilen will es mich dünken, daß die Berlinerin gefährdet ist — daß sich eine Atmosphäre um sie verdichtet, für die sie nicht die innere Spannkraft wird aufbringen können, daß Gefahren und

Versuchungen auf sie von allenthalben losrücken, denen ihre Natur nicht gewachsen ist.

Das dralle Emporblühn dieser Stadt, der angewandte Wohlstand, das Reisen und die Fremden, das Sehn und Sich-sehn-lassen haben eine Neugier und eine Gier nach Neuem, haben den jähen Ehrgeiz nach Sorglosigkeit und Sich-Ausleben aufkommen lassen, nach einem Luxus, der ohne Übergang, ohne Tradition und ohne innern Einklang grell und lärmend einzieht. Eine Armee erotischer Jünglinge, Ungarn und Armenier, Serben und Rumänier, Spaniolen und auch Polen, zum Twostep amerikanisiert, und doch mit der Interessantheit der geglätteten schwarzen Haare, der fremden Augen und hilflosen Sprache, die so viel spannend Unerhörtes zu verschweigen scheint, mit dem ganzen Nimbus des fremden Temperaments, des schärfern Rhythmus, des leichten, skrupellosen Blutes, all dessen, was dem Deutschen mangelt und ihn also lockt — hat sich hier einquartiert, um was zu lernen und sich auszuleben. Berlin ist die billigste, die bequemste und die zugänglichste Stadt. Die höheren Lehranstalten, Kliniken, Laboratorien und Fabriken haben den unerschütterlichen Ruf erobert, und die Gesellschaft verschließt sich ihnen nicht, wie etwa die von London oder Paris. Gleichzeitig hat sich ein nettes

Geschlecht von heimischen hoffnungsvollen Jünglingen herangebildet, die um Schieberei sich Herumschiebenden, erdig-fahle, käfig-grüne Physiognomien mit deplacierten Monokles, Begleiterscheinungen des Luxus und der Mondänität. Sie klären die Frauen »lebenskünstlerisch« auf.

All diese neuen Erscheinungen stürmen auf die offene, plötzlich sich selbst überlassene Berlinerin ein, die ohne Bremsvorrichtungen, ohne automatischen Gleitschutz den neuen Flug unternimmt, während noch in ihrem Haar der Lavendelgeruch großmütterlicher Stuben lagert, während noch die Scheu elterlicher Zucht rührend, wärmend in die Augen sich zurückzog.

Und just wie man nach den aufdringlichen Schnörkeln der Seele und der Linie, die eine jähe Kunstrichtung aufgebracht hatte, sich in die streng-stille, süßig-muffige Biedermeierei flüchtete, so wird vielleicht eine baldige Generation sich nach der primitiv mütterlichen Berlinerin zurücksehnen, deren Schönheit sie dann schätzen wird, wenn sie schier ausgestorben ist.

Als ich jüngst bei Kroll die Destinn zum erstenmal hörte, wurde ich von ihr gefesselt und gefangen, vielleicht hauptsächlich, weil ich in dieser böhmischen Sängerin Klang und Erscheinung jene weibliche Dichte empfand, die ich unter Mütterlichkeit verstehe. Dieser stumpfe, erdenschwere Hals und dieser gute, brütend schwere Kopf, diese Güte und purpurne Brünstigkeit, die darüber lagert, so fern und fremd sprunghafter, trotziger Leidenschaftlichkeit; und diese gepreßte, blutig sinnliche Stimme (über deren musikalische und technische Qualitäten ich schriftlich kein Urteil wage) — wie tief macht es aufwallen in jener dankbar warmen, dunkel rauschenden Erbebenheit, in der wir nur für das mütterliche Weib aufwallen. Selbst die Carmen, diese absolut Jungfräuliche, hat bei ihr etwas von Mütterlichkeit.

In der ersten Reihe saß eine junge, schöne Frau, eine Berlinerin; in der Reine und Stille des runden Gesichts lag etwas Kindliches, fast Rührendes, doch die Offenheit und Güte, die in den warmen, so gar nicht neugierigen Augen, auf den kurzen, vollen, so gar nicht fragenden Lippen und auf dem gerundeten Kinn lag, sprachen davon, daß sie so ganz Mutter ist. Und die ganze Figur von jener sanften,

ausgeglichenen Üppigkeit, die nichts Gewaltames noch Rauschendes hat.

Wir besprachen wahrscheinlich, wie man so in der Pause zu tun pflegt, einige Damen im Zuschauerraum, denn ich kam auf meine Anschauung über die Pariserin und Berlinerin zu sprechen. Und statt (was jede Frau einer anderen Nation eingeworfen hätte) zu fragen: »Und wie bin ich denn?« fragte sie (und das ist so wundervoll charakteristisch für die bessere Qualität von Bescheidenheit bei der Berlinerin): »Und wie ist denn die Petersburgerin?«

Diese Frage hatte ich nicht erwartet und ich meinte daher etwas verlegen, man könnte doch diese Definition nicht bei allen Nationalitäten abhetzen. Doch nach einer Weile hatte ich mich anbequemt und versetzte:

»Die Petersburgerin ist die Mütterliche, die eine starke Erinnerung für die Jungfräulichkeit hat, den starken Willen besitzt, deren Psychologie zu rekonstruieren, vom weiblich ästhetischen Ehrgeiz getrieben wird, gegen die Zutunlichkeit und Offenheit anzukämpfen und sie zu unterdrücken. Daher entsteht dies ewig Balancierende an ihr, das von Fremden als starke Intelligenz empfunden wird, jener Stolz, der oft unerquicklich wirkt, das

Damenhafte, das im Ausland als Charme empfunden wird, die Leidenschaftlichkeit, die sie zäh und beweglich macht und jenes spezifisch Erotische, das lockend und verderblich ist, wie die Stadt selbst, im Gegensatz zur Berliner, die sexuell ist, d. h. gesund und zielbewußt, wie ihre Heimat.« Und, als der Saal sich verdunkelte, ein breites, flüsterndes Wogen entstand, fügte ich im Davoneilen hinzu: »Das ist natürlich nur der ideale Typus der Petersburgerin . .

.«

Ein zager, dankbarer Blick huschte mir nach.